

Sexarbeitenden droht vermehrt der Ruin

Wie die Coronakrise das Geschäft mit der Nähe verändert hat – und was das für das Leben der Sexarbeiterinnen und Sexarbeiter bedeutet.

Viola Priss

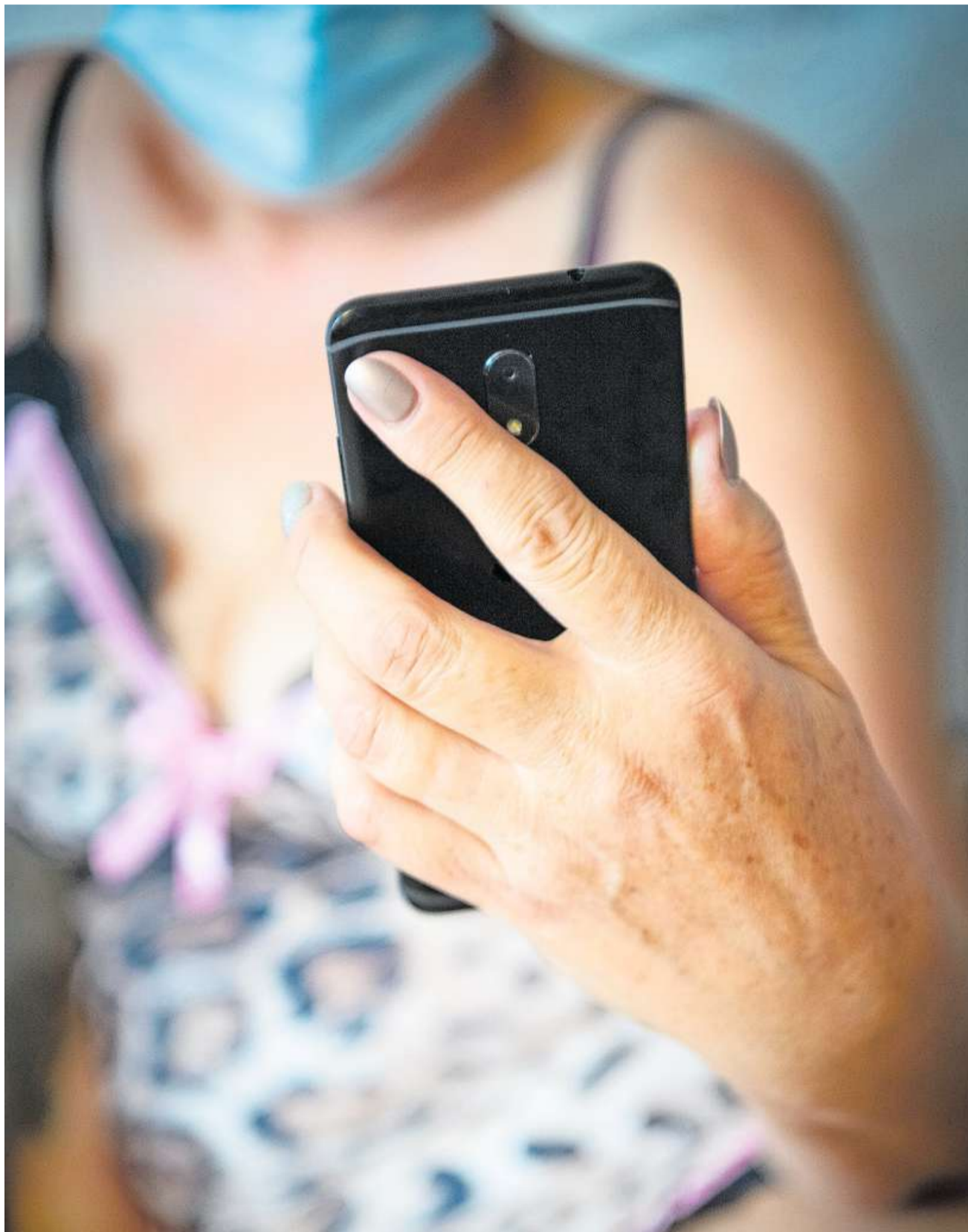
Alles ist aufgeräumt, extrem aufgeräumt. In dem Milieu, das als schmutzdelig gilt und anrühlich, stehen Desinfektionsmittel, ist jede Fläche klinisch rein, nirgends ein Staubkorn zu sehen. «Das Milieu» ist in Nicoles Fall ihr Zuhause. In ihrer Drei-Zimmer-Wohnung stossen auf wenigen Quadratmetern Privat- und Berufsleben aufeinander, nicht erst seit Corona die Homeoffice-Ära einläutete. Durchquert man in wenigen Schritten Nicoles Wohnzimmer und tritt in den «Massageraum», nimmt der automatische Duftsensor davon augenblicklich Kenntnis und umhüllt den Fremden mit einer Wolke aus künstlichem Flieder. Eine Massageliege erwartet die Gäste, daneben steht Nicole, die Masseurin mit Diplom. Professionell wie der Titel und ihrer Wirkung bewusst, überlässt die 50-jährige nichts dem Zufall. Der Lidstrich sitzt perfekt, ihre Kleidung betont hier und kaschiert dort. Man sieht ihr das Alter kaum an. Das wisse sie, sagt sie, und kurz huscht ein stolzes Schmünzeln über ihr sonst so sorgenvolles Gesicht.

Dass die Gäste über eine Massage hinaus ein «voller Service mit Happy End» erwartet – also Sex mit Schmusen, Französisch, Türkisch mit Maske, mit oder ohne Verkehr – das weiss nur, wer aus Zeitungsinseraten von Nicole als Sexarbeiterin weiss. Ausserhalb ihres Kundenkreises weiss kaum jemand von ihrem Privatstudio im Zentrum der St. Galler Kantonshauptstadt. Bisher war das gut und gewollt so, Diskretion und «Wohlfühlatmosphäre» gehörten zum Geschäftsmodell der 50-jährigen Österreicherin, die immer gut verdient habe, wie sie erzählt. Jetzt aber macht ihr Corona das Arbeiten im Verdeckten doppelt schwer.

Vieles änderte sich von einem Tag auf den anderen

Sparen wollte sie, noch ein paar Jahre weiter sparen, um dann im Alter zu reisen, da sie bisher noch nichts gesehen habe von der Welt. Es lief gut, bisher habe sie nie Schulden machen oder sich auf krumme Geschäfte einlassen müssen, sagt sie. Bis sie im März 2020 von einem Tag auf den anderen nicht mehr arbeiten konnte. Bis die Angst vor der Ansteckung die Männer fernhielt, der Besuch zum gefährlichen Luxus wurde. Oder wegen der Hygienemasken: «Wenn meine Kunden die Maske sehen, drehen sie oft gleich wieder um.» Sie arbeite inzwischen auch ohne. Sie könne nicht anders, sagt sie, auch wenn sie Angst habe. Die Angst vor der Verarmung aber sei noch grösser. Denn heute sei kaum mehr etwas übrig: von ihrem Geld, ihren Träumen, ihrem Stolz.

Seit einer Woche gibt es bei Nicole mittags nichts anderes als Hafersuppe. Früher seien die Männer, Verheiratete, Junggesellen, Geschäftsmänner über ihre Inserate wie von alleine gekommen. «Laufkundschaft» nennt sie ihren Kundenstamm. Früher seien bis zu zehn am Tag gekommen, heute ist sie froh, wenn einer den Weg zu ihr findet. Sie starrt auf das schwarze Display ihres Telefons. Dann blickt sie auf und sagt: «Sehen Sie, haben Sie es einmal klingeln gehört?» Anfragen via E-Mail kämen zwar einige, «aber was für welche». Seit Ausbruch der Pandemie nähmen Anfragen zu, die sie selbst kaum fassen könne: «Die Männer verlangen Sex ohne Kondom und viel, viel krassere Sachen – es ist unglaublich.» Sie wüssten um die Not der Frauen und



Die neue Realität: Warten, um die Existenz bangen, warten.

Bild: Ralph Ribi

nutzten diese schamlos aus: «Bis zu 500 Euro werden mir für diese Sachen ohne Distanz geboten. Und mehr. Ich muss mich jedes Mal fragen: Wie viel ist mir mein Leben wert?»

Nicole blickt auf einen Stapel Papiere, akkurat geordnet auf der Ecke ihrer Konsole, sie atmet schwer und nestelt an ihren silbernen Nägeln. Das seien Rechnungen und Mahnungen, die sie nicht mehr zahlen könne. «Aber ich finde keinen anderen Job mehr in meinem Alter. Ich kann keine Nacht mehr schlafen. Wie lange ich weiterhin Nein sagen kann, weiss ich nicht. Wer in diesen

Zeiten an Selbstmord denkt, den kann ich verstehen.»

Nicht einmal drei Prozent des normalen Umsatzes

Obwohl im Kanton St. Gallen Erotikclubs, Salons sowie Privatpersonen im Sexgewerbe anders als im ersten Lockdown und anders als im benachbarten Thurgau von 6 bis 19 Uhr öffnen dürfen, liegen vor und hinter den Sexarbeiterinnen und Sexarbeitern Monate der Existenzangst. «Die Arbeit ist null», fasst Alfonso Coretti die Situation in seinem Erotikclub und Nachtlokal Extravagant in St. Gallen zusammen. Von seinen 13 Angestellten arbeiten momentan zwei. Die ersten seien während des ersten Lockdowns, als die Türen komplett verschlossen bleiben mussten, spätestens aber im Oktober im Zuge der angepassten Massnahmen nach Hause gegangen: Rumänien, Spanien, Bulgarien. «Ein wenig ging danach was», sagt Coretti und seufzt – immerhin spesen deckend seien die Monate Juli und August gewesen. Danach: «tote Hose.» Die Olma, die Touristen, die Geschäftsleute haben ihm gefehlt, das spüre er bis heute.

Nur das Studio bis 19 Uhr bei geschlossenem Barbetrieb zu öffnen, sei ein schlechter Scherz, sagt der gebür-

tige Italiener, der den Erotikclub seit fast neun Jahren betreibt: «Die Herren kommen hierher, um eine Auszeit zu haben, mit allem, was dazugehört.» Falle die Kontaktbar weg, sei die Hürde viel grösser, den Sexbetrieb überhaupt zu betreten. Dieser wirkt sowohl von der Fassade her als auch durch sein Interieur wahrlich extravagant und opulent: Satin, dunkles Leder, gedimmtes Licht vom Kronleuchter. «In einen Puff zu gehen, bedeutet Spass, nicht Angst – die Maske erinnert jedoch an Angst.» Von den wenigen, die noch kämen, würden viele noch am Emp-

fang wieder kehrt machen, wenn sie von der Angabe ihrer Kontaktdaten erfrühen. Ein weiterer schlechter Scherz für den 51-jährigen: Contact-Tracing in einem Gewerbe, das mit absoluter Diskretion und Anonymität wirbt. Um das Essen und die Miete zahlen zu können, wollten die Damen teilweise schon von sich aus den Preis für ihre Dienste drücken. Anfragen von Sexarbeitenden bekomme er ohne Ende. Eine Frage der Ehre, sagt Coretti entschieden, dass er das nicht mache. Die halbe Stunde ab 150 Franken bleibe, damit sie noch rentabel arbeiten könnten: «Da kann Corona oder sonst wer kommen.»

Immer mehr, die Hilfe brauchen

«Es werden immer mehr», berichtet Margot Vogelsanger, Teamleiterin von Maria Magdalena, der kantonalen Beratungsstelle für Personen im Sexgewerbe in St. Gallen. Immer mehr, die Hilfe brauchen und erst in ihre Fachstelle kommen, wenn sie nicht mehr weiter wissen. Sie und ihre Kollegen stehen Betroffenen vor Gericht, beim Amt, mit Einkaufsgutscheinen oder wenn die Pfändung schon ins Haus steht, zur Seite. Doppelt so viele Beratungen, schätzt Vogelsanger, seien es seit Ausbruch der Pandemie, die sie und ihr Team zu stemmen haben. «Aber es melden sich längst nicht alle. Die meisten haben viel zu grosse Angst. Um diese machen wir uns am meisten Sorgen.»

Ein Grossteil der Menschen seien Sans-Papiers oder Saisonniers, die sich nur 90 Tage zur Arbeit in der Schweiz aufhalten dürfen: «Ihre Lage ist am prekärsten, sie haben keinen festen Wohnsitz, sind normalerweise hier, um ihre Familien zu Hause zu finanzieren – so hängen gleich mehrere Menschenleben von ihrem Einkommen ab.» Jene, wie Nicole, die gemeldet seien, haben oft Angst vor der Abschiebung, wenn sie erst einmal Ansprüche beim Amt auf Sozialhilfe gestellt haben: «Wer sagt mir, dass meine Bewilligung hier dann wirklich verlängert wird?», sagt auch Nicole.

Neben Kurzarbeit, Tagegeldern und Sozialhilfe gibt es nur noch freiwillige Hilfen und Spenden. Wo es nicht einmal mehr für Kinderschuhe reichte, sprang Maria Magdalena ein und half mit Geldern aus dem Nothilfefonds aus. Doch: «Unser Konto ist fast aufgebraucht, ein grosser Spendenaufruf von Ende Jahr hatte leider bis heute noch keinerlei positive Wirkung», sagt Vogelsanger. Was das bedeute? «Das bedeutet für die meisten leere Kühlschränke.» Neben der Stabilität ihrer Klienten sorgt sich die Psychologin um die Kriminalität. «In der Not besteht immer die Gefahr von Illegalität, von Dumpingpreisen. Die Gefahr, dass die Frauen Dinge gegen ihren Willen tun, weil sie nicht weiter wissen. Davon hören wir viel. Und dass viele Frauen sich fragen: Kein Geld oder Corona? Was ist der grössere Horror?»

Nicole bezeichnet sich als Service-Dienstleistende: «Wie ein Gastronom oder ein Schauspieler auch. Es braucht uns. Manche Männer würden ohne Frauen wie mich zu Gewaltverbrechern – wir leisten viel und stören keinen. Aber man sieht uns nicht. Und deshalb vergisst man uns auch jetzt in der Pandemie.» Der Duftvaporisateur versprüht seinen blumigen Duft, als Nicole aufsteht, vorbei an der laminierten Coronaschutzverordnung, die auf der blankpolierten Ablage liegt. Sie schreit mehr, als dass sie geht. Da ist er noch, der Rest vom Stolz.



Bordellbesitzer Alfonso Coretti.

Bild: Sandro Büchler



Margot Vogelsanger, Teamleiterin Fachberatungsstelle Maria Magdalena. Bild: PD